



Glaubenssachen

Sonntag, 8. Oktober 2023, 08.40 Uhr

Jenseits von Halali und Weidmannsheil
Gedanken zur Jagd als Bild des menschlichen Lebens
Von Stephan Lüttich

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

„Schafe von Wolf gerissen“, „Angriff auf Schafsherde – War es wieder der Wolf?“, „Jagd auf Wolf muss mit System erfolgen“ – so oder ähnlich lauten Schlagzeilen, die man zuletzt nicht nur im Norden in den Tageszeitungen lesen konnte. Die Debatte um den Wolf, seine Rückkehr und Verbreitung in Deutschland und die Notwendigkeit, die wachsende Population zu begrenzen, ist in vollem Gang – nicht zuletzt durch politische Signale von der EU-Kommission in Brüssel.

Das Bild vom Wolf und vom Lamm ist ein Urbild menschlicher Existenz. Deshalb spielt es auch in den Religionen immer wieder eine Rolle. Und dabei geht es nicht nur um Extreme: das blut-rünstige Raubtier hier und der friedliche Pflanzenfresser dort. Die Konstellation „Wolf und Schaf“ beschreibt also nicht nur ein konkretes Problem für die Weidetierhaltung, sondern auch ein archaisches Bezugssystem. Die Koordinaten lauten Macht und Ohnmacht, Gewalt und Hilflosigkeit, das Recht des Stärkeren und die Schutzbedürftigkeit des Schwächeren. Nicht umsonst gehören Wolf und Schaf seit Menschengedenken zu den klassischen Rollen, die in unzähligen Sagen, Märchen und Fabeln besetzt werden – bis zur satirischen Überzeichnung in Hape Kerkelings bekanntem Fernsehstreich: „Der Wolf... das Lamm... auf der grünen Wiese.“

Doch im Ernst: Durch die leidenschaftlich geführte Debatte mitsamt der Forderung, die Population der Wölfe durch gezielte Bejagung einzudämmen, kehrt sich dieses Bezugssystem um: Der Beutegreifer wird zur Beute, der Jäger zum Gejagten. Wird dadurch der Mensch zum Raubtier?

„Durchaus!“, würde vermutlich die niederländische Autorin und Übersetzerin Pauline de Bok antworten. Für die Recherche zu einem Roman hatte sie 2012 den Jagdschein erworben. Fasziniert von dem ihr fremd gewordenen Kontakt mit der Natur wohnt sie seit einiger Zeit nur noch die Hälfte des Jahres in ihrer Stadtwohnung in Amsterdam. Die andere Hälfte verbringt sie in ihrer Jagdhütte in Mecklenburg. 2016 hat sie über ihre Erfahrungen ein Buch geschrieben: „Beute. Mein Jahr auf der Jagd“. Anhand detailreich geschilderter Begebenheiten stellt sie ihren Alltag auf dem Land dar. Die langen Zeiten, die sie in Wald und Feld verbringt, und das konkrete jagdliche Tun haben ihre Haltung zu ihrem eigenen Dasein und zum Leben überhaupt verändert:

Ich jage nicht, um über die Natur zu herrschen, sondern weil ich Natur bin, Tier, Säugetier, Raubtier. Und indem ich mich entsprechend verhalte, verändere ich mich, schärfe meine Sinne, werde kräftiger, abgehärteter, ich wecke den Instinkt zum Überleben in mir und werde mir des Lebens in all seiner Bizarrerie bewusst.

Die Jägerin als Raubtier – dieses Bild reizt zur Kritik. Der Philosoph Richard David Precht verurteilt die Jagd als „Lustsport“. Er unterstellt wenigstens einer Mehrheit der Jägerinnen und Jäger, ihr Weidwerk aus reiner Freude am Töten zu betreiben. Der Beitrag zu Naturschutz und Bestandsregulierung sei nur vorgeschoben, um vorsätzliche und eigentlich straf-würdige Tierquälerei zu rechtfertigen. Mit scharfer Rhetorik fordert Precht, den Jägern ihre Leidenschaft abzugewöhnen wie eine gesundheitsschädliche Sucht:

Vielleicht könnte man den Hobbyjägern das Abgewöhnen ihrer schrägen Passion mit einer Übergangsregelung versüßen. So wie es die E-Zigarette für den Raucher gibt, damit dieser von seiner ungesunden Sucht loskommt, so bräuchte es eine Art E-Jagd ohne allzu schädliche Nebenfolgen. [...] Für den Übergang von einigen Jahren dürften Jäger dann nur noch mit Farbpatronen auf Hirsch und Wildschwein schießen. [...] Das Wild wird die Farbspritzer auf der Haut verschmerzen, und dem friedlichen Waldspaziergänger würde bunt angezeigt, welcher verstörte Zeitgenosse gerade im jeweiligen Wald sein Unwesen treibt.

Aber zurück zum archaischen Bild von Wolf und Schaf: Wie gesagt, nicht nur die Welt der Märchen und Sagen, auch die Bibel bedient sich dieses symbolischen Gegensatzpaares. Beim Propheten Jesaja wird gerade die Aufhebung des eigentlich unversöhnlichen Gegensatzes von Raubtier und Nutztier zum Bild für das am Ende der Zeiten von Gott her erhoffte Heil:

Da wird der Wolf beim Lamm wohnen und der Panther beim Böcklein lagern. Kalb und Löwe werden miteinander grasen, und ein kleiner Knabe wird sie leiten. [...] Und ein Säugling wird spielen am Loch der Otter, und ein kleines Kind wird seine Hand ausstrecken zur Höhle der Natter.

Ganz anders das Neue Testament. Wenn die Evangelien davon sprechen, dass Jesus seine Jünger wie Schafe unter die Wölfe sende, beziehen sie sich auf die Situation der Verfolgung, die die jungen Christengemeinden in den ersten Jahrhunderten erleben. Die Symbolfigur für den Schutz der Herde vor den Wölfen ist dann interessanterweise aber nicht der Jäger, der den Beutegreifer verfolgt und tötet, sondern der Hirte, der seine Herde unter Einsatz des eigenen Lebens verteidigt. Der Hirte ist mehr als ein bezahlter Wächter, der eine Dienstleistung erbringt:

Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe. Der Mietling, der nicht Hirte ist, dem die Schafe nicht gehören, sieht den Wolf kommen und verlässt die Schafe und flieht – und der Wolf stürzt sich auf die Schafe und zerstreut sie –, denn er ist ein Mietling und kümmert sich nicht um die Schafe. Ich bin der gute Hirte und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich [...]. Und ich lasse mein Leben für die Schafe.

Auch an anderen Stellen des Neuen Testaments kommt die Jagd auf wilde Tiere nicht vor. Die Naturbilder, die Jesus in seinen Gleichnissen verwendet, sind eher dem Bereich des bäuerlichen Lebens und der Fischerei entlehnt. Ein Grund dafür mag sein, dass die Jagd im Alltag des biblischen Israels bestenfalls eine nachgeordnete Rolle spielte. Auch für die israelitische Königs-ideologie war das Bild nicht von Bedeutung.

Anders in den benachbarten Kulturen: Zahllose Abbildungen der Pharaonen und der assyrischen Könige zeigen sie auf der Jagd. Scheinbar mühelos erlegen sie, manchmal nur mit einem Messer bewaffnet, ihre Beute: vor allem Löwen. Diese mächtigen Raubtiere ohne natürliche Fressfeinde stehen symbolisch für alle den Menschen feindlichen Kräfte. So erweisen die Darstellungen jagender Herrscher ihre absolute Gewalt über Menschen, aber auch über die Mächte des Chaos. Und für das magische Denken der

Epoche unterstützen diese Bilder und auch die königliche Löwenjagd selbst auf geheimnisvolle Weise den hier symbolisierten Kampf gegen das Böse.

Auch wenn die biblischen Anknüpfungspunkte nicht sehr zahlreich sind, erlangt die Jagd im Christentum einen hohen symbolischen Stellenwert. Sehr bekannt ist ein Bildtypus, den Malerei und bildende Kunst in zahllosen Variationen gestaltet haben und dessen Spuren sich noch heute etwa im Markenzeichen eines Kräuterlikörs aus Wolfenbüttel finden lassen. Ironischerweise aus einer Stadt, die auch den Wolf im Namen trägt. Seine klassische Formulierung hat er in der Legende vom heiligen Eustachius gefunden, die später auch dem heiligen Hubertus zugeschrieben wurde:

Eustachius hieß zuerst Placidus. Dieser war Heerführer unter Kaiser Trajan. Er war unermüdlich tätig in den Werken der Barmherzigkeit, jedoch dem Götzenkult ergeben. [...] Als er eines Tages auf der Jagd war, traf er auf ein Rudel Hirsche, unter denen er einen erblickte, der prächtiger und größer war als die andern [...]. Als er den Hirsch genauer betrachtete, sah er im Geweih die Gestalt des heiligen Kreuzes, die heller als die Sonne leuchtete, und das Bildnis Jesu Christi, der [...] sprach: „O Placidus, was verfolgst du mich? [...]. Ich bin Christus, den du unwissentlich verehrst. Deine Almosen sind zu mir empor-gestiegen und darum bin ich gekommen, um durch den Hirsch, den du jagst, dich selber zu jagen.“

[...] Als Placidus das hörte, stürzte er [...] zu Boden und sagte: „Ich glaube, Herr, daß du es bist, der [...] die Irrenden bekehrst.“ Darauf sagte der Herr zu ihm: „Wenn du glaubst, dann geh zum Bischof der Stadt und laß dich taufen.“

Placidus handelt, wie Christus befiehlt: Er wird auf den Namen Eustachius getauft. Die Jagd nach dem Hirsch wird zum Bild für den Weg der Bekehrung des Menschen zum Glauben. Nach einem bewegten Leben voller Wundertaten folgt Eustachius Christus schließlich als Märtyrer in den Tod.

Bilder von der Hirschjagd finden sich auch bei Mystikern wie Johannes vom Kreuz, wenn sie ihr besonderes Gottesverhältnis zu beschreiben versuchen. Sein in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstandener „Geistlicher Gesang“ schildert die liebevolle Beziehung zwischen der menschlichen Seele und ihrem göttlichen Bräutigam. Eine besondere Rolle spielt in diesem Zusammenhang das jagdliche Bild eines flüchtenden Hirsches. Er steht für den schmerzhaft ersehnten Geliebten, der sich zunächst entzieht, dann aber wieder zeigt und auf wunderbare Weise die Liebeswunde der Seele, die er zärtlich als „Täublein“ anspricht, auf sich genommen hat:

*O Täublein, wend' die Flügel,
Der Hirsch läßt sich erblicken
Verwundet auf dem Hügel
Das Wehen Deines Flugs soll ihn erquicken.*

Diese durchaus positive Einstellung des Christentums zur Jagd mag auch damit zu tun haben, dass bis ins 18. Jahrhundert hinein die Jagd zu einer ganz selbstverständlichen Beschäftigung von Bischöfen, Äbten und anderen hohen Geistlichen gehörte. Obwohl

seit dem frühen Mittelalter immer wieder auf Synoden und Konzilen darüber diskutiert worden war, ob sich das Weidwerk mit dem auf Andacht und Innerlichkeit gerichteten Leben der Geistlichen verbinden ließ, wurden die in der Folge regelmäßig erlassenen kirchenrechtlichen Jagdverbote für Kleriker wohl nie konsequent durchgesetzt.

Auch heute gibt es keine eindeutige theologische Bewertung der Jagd. Befürworter wie Kritiker gehen bei ihren Argumentationen von der Idee der Schöpfung aus: Mensch und Tier stehen in einer göttlich geordneten Beziehung zueinander. Was das genau bedeutet, wird dann aber sehr unterschiedlich verstanden.

Macht euch die Erde untertan und herrschet über die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels, über das Vieh und alles Getier.

Wenn dieser göttliche Auftrag der biblischen Schöpfungsgeschichte als Hinweis darauf verstanden wird, dass dem Menschen eine Vorrangstellung innerhalb der Schöpfung zukomme, lasse sich aus ihm auch das Recht ableiten, Tiere aus einem gerechten Grund zu töten. In diesem Sinne gingen sowohl jüdische wie christliche Bibel selbstverständlich davon aus, dass Tiere auch zum Verzehr des Menschen dienen können: So enthalte die Tora zahlreiche Gebote zum Umgang mit geschlachteten Tieren und Jesus fordere seine Jünger zum Fischfang oder zum Schlachten des Paschalammes auf.

An theologischen Fragen interessierten Jagdfreunden ist aber wichtig, dass aus dem biblischen Auftrag auch eine besondere Verantwortung zur Gestaltung der Umwelt erwächst – gerade angesichts aktueller Herausforderungen wie dem Klimawandel und den damit einhergehenden Veränderungen in Feld und Wald. Der Pastor und Jäger Rolf Adler fasst zusammen:

Es geht [...] darum, Tun und Lassen, Sehen und Hören, Herrschen und Bewahren wieder in eine bessere Balance zu bringen. Eine von der biblischen Schöpfungsweisheit erleuchtete Jagd konstruiert dabei keine Wirklichkeiten an der Natur vorbei. Eine solchermaßen geistreiche Jagd, eine „inspirierte Jagd“ ist gelenkt von einem tieferen Interesse an den Realitäten und Notwendigkeiten der natürlichen Mitwelt. [...] Jagd ist mehr als Naturbewältigung. Jagd ist verantwortungsvolle Gestaltung! [...] Personale Verantwortung, kleinräumliche Motivation und auch mitgeschöpfllich orientierte Integrationsszenarien sind gute Leitbilder und bis heute in der Jagd beheimatet.

In jüngerer Zeit hat sich aber auch eine ganz andere theologische Haltung entwickelt, die davon ausgeht, dass Menschen und Tieren von Gott her dieselben Lebensrechte zukommen. Der Herrschaftsauftrag der Schöpfungsgeschichte dürfe nicht im Sinne einer Überordnung des Menschen missverstanden werden. Im Kontext anderer biblischer Zeugnisse wie dem Psalmwort „HERR, du hilfst Menschen und Tieren“ wird die Dimension der Geschöpflichkeit betont, die Mensch und Tier vor Gott verbinde. In diesem Sinne formuliert die Theologin Simone Horstmann ihre entschiedene Ablehnung der Jagd als Kritik an einem überholten, ja gefährlichen Gottesbild:

Die Voraussetzung dafür, ein derartiges Grauen unter den Tieren zu verbreiten, wie es in der Jagd auf Tiere sichtbar wird, hängt aus meiner Sicht unmittelbar mit dem Gottesbild zusammen [...]. Die Idee eines Gottes, dessen Macht kausal und regelrecht mechanisch wie das Wechselspiel physikalischer Kräfte funktioniert, war immer auch die Vorlage für das Selbst-verständnis des Menschen, der schließlich als „Ebenbild Gottes“ fungieren sollte. Auf diese Weise hat die Theologie zumindest über sehr lange Zeit mitgewirkt am Mythos des Menschen als jenem Gott der Tiere, der seine eigene Macht in einem beständigen Kampf gegen die Tiere durchzusetzen hat [...].

Welcher theologischen Position zur Jagd man sich auch anschließen möchte – in beiden skizzierten Sichtweisen wird deutlich, dass das Jagen eine metaphorische Tiefe hat. Die Jagd kann als symbolisches Bild für das menschliche Leben, seine Herausforderungen und Grenzen verstanden werden.

Ein im wahrsten Sinne des Wortes farbiges Beispiel bietet ein Film, der 1942 zum ersten Mal auf die Leinwand kam: Walt Disneys „Bambi“. Die Geschichte des kleinen Hirschkalbs, das seine Mutter verliert, hat seit über achtzig Jahren immer wieder Kinder und Erwachsene berührt. Die menschlichen Jäger, die im Film nie gezeigt werden, erscheinen als dauerhafte hintergründige Bedrohung. Wenn sie auftauchen, sorgen sie für Tod und Vernichtung. Schließlich zerstören sie durch ihr Feuer sogar den ganzen Wald. Es gilt also den Gewalttätigen Einhalt zu gebieten.

Es wird nicht übertrieben sein, in dieser Konstellation einen Widerhall der damaligen politischen Situation zu vermuten: Die Vereinigten Staaten waren gerade in den Krieg der Alliierten gegen Hitler-Deutschland eingetreten – mit ersten Opfern und ungewissem Ausgang.

Noch tiefer wird die symbolische Dimension des Jagdbildes in der literarischen Vorlage des Disneyfilms entfaltet: dem schon 1924 erschienenen Roman „Bambi. Eine Lebensgeschichte im Wald“. Kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs erzählt der Wiener Journalist, Autor und Jäger Felix Salten von einer Welt, in der unbarmherzig das Gesetz von Fressen und Gefressenwerden gilt. Nicht nur der Mensch, auch die Tiere trachten einander nach dem Leben. Aber der Jäger wird wegen seiner Fähigkeit, todbringende Schusswaffen zu gebrauchen, von den Waldbewohnern als allmächtiges, gott-gleiches Wesen erlebt.

Erst im letzten Kapitel des Buches wird diese Annahme durchkreuzt, als der mittlerweile erwachsene Bambi mit seinem greisen Vater den Leichnam eines erschossenen Wilderers auffindet:

„Siehst du wohl, Bambi“, sprach der Alte weiter, „siehst du nun, daß Er daliegt, wie einer von uns? Höre, Bambi, Er ist nicht allmächtig, wie sie sagen. Er ist es nicht, von dem alles kommt, was da wächst und lebt. Er ist nicht über uns!“ [...] „Verstehst du mich, Bambi?“ fragte der Alte. [...] Bambi erglühete und sprach bebend: „Ein anderer ist über uns allen ... über uns und über Ihm.“

„Dann kann ich gehen“, sagte der Alte. [...] „Leb wohl, mein Sohn ... ich habe dich sehr geliebt.“

Die Bilderwelt der Jagd erschließt Tiefendimensionen des menschlichen Daseins. Ob im symbolischen Gegensatzpaar von Wolf und Lamm, in der Löwenjagd der Pharaonen oder in den berührenden Szenen von Walt Disneys „Bambi“ – im Mittelpunkt stehen der ewige Kampf und die schmalen Grenzen zwischen Gut und Böse, Leben und Tod, Menschlichem und Göttlichem.

Angesichts einer Öffentlichkeit, die das Sterben marginalisiert und an den Rand drängt, kann die ständige symbolische Präsenz des Todes darauf hinweisen, dass Sterben Teil des menschlichen Lebens ist und als solcher angenommen und gestaltet werden muss.

Angesichts kirchlicher Diskussionen und Verlautbarungen, die zuweilen einen Gottesbezug vermissen lassen, können farbige Texte wie die Hirschlegende des heiligen Eustachius oder die mystischen Jagdbilder eines Johannes vom Kreuz die Erinnerung an die Gottbezogenheit alles menschlichen Tuns wachhalten.

Die Debatte um den Wolf und die Frage, ob und wie er in Deutschland bejagt werden soll, ist noch lange nicht zu Ende. Im Hintergrund steht viel mehr als die Herausforderung und Aufgabe des ökologischen Gleichgewichts – symbolisch geht es um die Ganzheit der Existenz. Wahrscheinlich ist das auch der Grund, weshalb die Diskussion so emotional geführt wird. In jedem Fall lohnt es sich, näher hinzuschauen!

* * *

Zum Autor:

Stephan Lüttich, promovierter Theologe; Leiter der Abteilung „Förderungen/Klöster und Stifte der Klosterkammer Hannover